

**Sperrfrist 14.00 Uhr**

Bericht des Vorsitzenden der Föderationskirchenleitung,  
Landesbischof Dr. Christoph Kähler

**„Steh auf und iß! Denn du hast einen weiten Weg vor dir!“**

(Es gilt das gesprochene Wort)

1. „Fastenzeit“

Die Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland befindet sich in einer kritischen Phase. Diesen Umstand beim Namen zu nennen, gebietet die Ehrlichkeit; aber der Wille, die Probleme unserer Kirchen zu lösen und nicht zu vertagen, erfordert, bei den Schwierigkeiten nicht stehenzubleiben.

Natürlich können und sollen wir auf Erfolge in unserer Zusammenarbeit verweisen. Werke, die für sich in einer der beiden Teilkirchen nicht mehr lebensfähig oder überfordert waren, richten sich mit vereinten Kräften neu aus. Ich bin mir sicher, dass sie mit gebündelten Kräften stärkere Wirkungen haben werden als zuvor. Regelungen, die sich in einer der beiden Kirchen bewährt haben, werden ohne große Umstände (wenn nötig auf die andere angepasst) übertragen. Nicht selten lernen wir dabei von den Erfahrungen der anderen und haben noch die Chance, eine verbesserte Variante in der südlichen oder nördlichen Hemisphäre der Föderation einzuführen und zu testen. Andere Arbeitszweige sind inzwischen so zusammengefügt, dass die rationelleren Methoden der einen den anderen zugute kommen. Das geschieht durchaus auch so, dass innerhalb derselben Abteilung das eine Arbeitsgebiet nach dem provinzsächsischen und ein anderes nach dem thüringischen Muster organisiert wird. Dabei lässt sich immer wieder der Wille und die Bereitschaft erkennen, nicht den Kompromiss als solchen zwischen den bisherigen Übungen zu wählen, sondern diejenige Lösung, die am zukunftsfähigsten zu sein scheint. Dass bei dieser Beurteilung öfter die bisherigen guten eigenen Erfahrungen aufgerufen werden, kann niemanden verwundern.

Zugleich aber kann das damit gegebene Beharren auch den guten Willen der anderen Seite heftig strapazieren. Wir haben darum mit reiflicher Überlegung das historische Argument bisheriger Nützlichkeit für die gemeinsamen Planungen ad acta gelegt. In den Grundsätzen für die Struktur - und Finanzplanung in der EKM ist festgehalten: „Nicht mehr die lange oder gute Tradition einer Aktivität ist ausschlaggebend, sondern die zukünftige Bedeutung. Bei jeder finanziell relevanten Aktivität der EKM muss die Frage überzeugend beantwortet werden können, ob es für die Zukunft der evangelischen Kirchen in Mitteldeutschland von wesentlicher Bedeutung sei, diese Aktivität fortzusetzen.“

Mit der Kraft der größer gewordenen Föderation gewinnen wir auch einen verbesserten Stand gegenüber Partnern in den Ländern und den Partnerkirchen. Das gemeinsame Predigerseminar der Evangelischen Kirche Anhalts, der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische

Oberlausitz, der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen und der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen wäre sicher so nicht ohne die EKM oder nur sehr viel schwieriger zustande gekommen. Unter den gegenwärtigen Bedingungen knapper Pfarrstellen ist es aber die optimale Möglichkeit, genügend Vikare in diesen zusammenhängenden Kirchengebieten ähnlicher kirchengeschichtlicher Prägung professionell auszubilden. Dass dabei auch der bedeutsame Standort der Wirkungsstätte Luthers in Wittenberg funktional gesichert werden konnte, gehört ebenfalls zu den nicht unerheblichen Gewinnen der Föderation.

Ich breche hier zunächst die Aufzählung dessen ab, was wir gemeinsam angepackt und erreicht haben. Das wird insgesamt noch von denen berichtet werden, zu deren unmittelbaren Aufgaben die Föderation gehört. Wir Bischöfe nehmen daran über das Kollegium und manche Arbeitsgruppe Anteil, aber sind für diese erheblichen Anstrengungen nicht so federführend wie etwa die Präsidentin und der Vizepräsident.

Trotz dieser unbestreitbaren Erfolge verlässt viele in den letzten Wochen und Monaten die anfängliche Begeisterung und macht einer gewissen Ernüchterung, ja Enttäuschung Platz. Mit Blick auf die Kirchenjahreszeit darf man sagen: Festzeiten sind es nicht, was wir gerade erleben, eher Anstrengungen und Entbehrungen, also eher Fastenzeiten. Das hat einige Gründe, die - sicher nicht vollzählig - benannt werden müssen:

(1) Die Kürzungen im Verkündigungsdienst und in der Verwaltung kommen nach wie vor auf uns zu. Diese Schwierigkeiten liegen gerade nicht in der Föderation, sondern haben uns zu diesem Prozess veranlasst. In den letzten Monaten und innerhalb der politischen Debatte über die demografischen Entwicklungen - hauptsächlich in Ostdeutschland - sind die Ursachen dafür besonders sichtbar geworden. Mit dem kontinuierlichen Mitgliederschwund und der damit einher gehenden Verminderung der Einnahmen werden beide Teilkirchen sich so oder so auseinandersetzen müssen. So wird sich etwa Kürzung der Pfarrstellen in beiden Teilkirchen in einem parallelen Prozess vollziehen. Da diese Veränderungen der gewohnten Ordnung oft von den betroffenen Pfarrern selbst an die Gemeindekirchenräte mitgeteilt werden müssen, manchmal auch schon von Berufsanfängern, müssen sie nicht nur ihre eigenen Unsicherheiten, sondern auch den Unmut der Gemeindeglieder ertragen, der sich gegen Boten schlechter Neuigkeiten richtet.

Dass wir nicht über unsere Verhältnisse leben und wirtschaften können und dürfen, macht sich in Einschnitten bemerkbar, die den Föderationsprozess nötig gemacht haben, ihm aber nicht angelastet werden dürfen.

Zusätzlich aber gibt es kritische Zonen innerhalb des Föderationsprozesses, die wir genau genug in den Blick nehmen müssen. Nach einer ersten Phase der Kooperation in den Jahren 2001 und 2002 war rasch deutlich geworden, dass die Zusammenarbeit auf Kirchenamtsebene ohne eine gemeinsame Synode und eine gemeinsame Kirchenleitung sehr begrenzt bleibt. Werke und Einrichtungen hätten je nach persönlicher Paßfähigkeit ihrer Leiterinnen und Leiter mehr oder weniger gut kooperiert, kaum aber weiterreichende Integrationsmöglichkeiten gefunden. Sehr viele Dienstleistungen müssten wir in beiden Häusern gewährleisten und es wäre auch nicht auszuschließen, dass auch themenbezogen an verschiedene Kooperationspartner zu denken gewesen wäre.

Nun haben wir vor zwei Jahren in den Landessynoden die Föderation als Vertiefung der Kooperation beschlossen. Es war damals klar, dass der Prozess gestuft verlaufen sollte und in seiner zweiten Phase teilweise Züge einer Vereinigung erhalten sollte, wenn denn die Synoden dem zu gegebener Zeit zustimmen könnten. Wir befinden uns jetzt in der Ausführung dieses Plans und erleben die Mühen der Durchführung konkret:

(2) Im Zuge der Neubildung eines Kirchenamtes an zwei Standorten ist es für viele Mitarbeiter beschwerlich, in den veränderten Zusammenhängen mit Kolleginnen und Kollegen zusammenzuarbeiten, die nicht nur neu waren und an die man sich zu gewöhnen hatte, sondern die in aller Regel ja auch am jeweils anderen Standort blieben. Ein Bild von ihnen war zumeist nur am Telefon, per E-mail oder in einer Videokonferenz zu gewinnen, doch nicht im täglichen Miteinander im gleichen Zimmer oder über den Flur hinweg. Das belastet alle Seiten, sowohl die einzelnen Mitarbeiter als auch die Referatsleiter und Dezernenten stark. Wer reisen soll und muss, kann inzwischen nicht nur ein Lied von der Entfernung zwischen Magdeburg und Eisenach singen oder von dem begrenzten Reiz, in fremden Räumen in Halle, Naumburg, Neudietendorf oder Erfurt Asyl zu erbitten, sondern er wird in aller Regel auch die Schwierigkeiten der Kontaktaufnahme und Verständigung lebhaft beschreiben können. Es ist schwierig, ein Dezernat über die Distanz zusammenzuhalten, ja zuerst einmal organisieren und dann auch noch reduzieren zu sollen. Die Unsicherheit, wie lange der eigene Arbeitsplatz noch in dieser Form bestehen bleibt, macht Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erheblich zu schaffen.

(3) Ein besonders kritischer Punkt war von Anfang an gut erkennbar: Im Verwaltungs- und Finanzierungssystem (aber nicht in der synodalen oder kollegialen Leitung) unterschieden und unterscheiden sich beide Kirchen erheblich. Wie die „Mittlere Ebene“ in einer einheitlichen Struktur so organisiert werden kann, dass sie den künftigen erheblichen Belastungen standhält und zugleich keine der beiden Seiten überfordert, war und ist eine der Kernfragen, die die „Arbeitsgruppe 6“ (Mittlere Ebene) zu bearbeiten hatte und für die sie jetzt ein breit ausgearbeitetes Konzept vorgelegt hat. Ob und wie wir hier letztlich zu haltbaren und zumutbaren Lösungen gelangen, wird sich zeigen. Nach den vorliegenden Berechnungen wird in der EKKPS aus einsichtigen Gründen (etwa dem ausgedehnteren Grundbesitz) auch in Zukunft ein deutlich höherer Verwaltungsaufwand benötigt als in der ELKTh.

Dennoch sind erhebliche Einschnitte in die bisherige Struktur unvermeidlich. Dies betrifft vor allem Stellenkürzungen und durch sie die Menschen, die bisher in den Kirchlichen Verwaltungsämtern ihre Aufgabe gefunden haben. Selbst denen, die weiterhin eine Beschäftigung finden, werden nicht unerhebliche Veränderungen zugemutet, die Wirkungen bis in die Familien hinein zeitigen werden. Thüringer fragen sich, ob es sinnvoll ist, das sehr komplexe Finanzierungssystem der EKKPS zu übernehmen. Aus diesen Gründen werden die Debatten in den Kirchenkreisen lebhaft bis hin zur scharfen Kontroverse geführt. Als Anmerkung füge ich dennoch hinzu: Gelegentlich bin ich mir nicht mehr sicher, ob noch alle Partner von den gleichen Voraussetzungen in der Debatte ausgehen. Damit meine ich die demografische Entwicklung der Kirchen und Gemeinden - nicht nur in Ostdeutschland, die Folgen daraus für die Einnahmen, die wir in der EKM selbst erzielen werden und die, die uns die westlichen Partner über den innerkirchlichen Finanzausgleich zur Verfügung stellen. Schließlich brechen für uns Fördergelder in Größenordnungen weg, die wir nicht ausgleichen können.

(4) Dazu kommt ein Fragenkomplex, in dessen Beurteilung viele Thüringer Verantwortliche, mich selbst eingeschlossen, schrittweise unsere Meinung geändert haben. Dies wird endgültig in den Eckpunkten der Föderationskirchenleitung vom 4. Februar 2006 sichtbar. Wir haben damit an alle Beteiligten die Entscheidungsfrage gestellt, ob es sinnvoll und nötig ist, nicht nur eine Föderation zu bilden, sondern eine Kirche, mit einem Bischof oder einer Bischöfin, einem Kirchenamt und dies an einem Standort. Diese Fragen haben die Teilkirchensynode Thüringen so sehr überrascht, dass das Thema der „Mittleren Ebene“ darüber vergleichsweise wenig debattiert wurde. Doch die meisten betroffenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an den Standorten in

Magdeburg und Eisenach hat dieses Thema nicht nur überrascht, sondern es verunsichert sie wegen ihrer persönlichen Perspektiven. Da eine Entscheidung in der Standortfrage unmittelbare Rückwirkungen auf die Familien und die weiteren persönlichen Verhältnisse hat, liegen die existentiellen Probleme, die daraus folgen, auf der Hand. Sie lassen sich aber vor der Entscheidung nicht lösen. Das bringt Unruhe und Unsicherheit in unsere Häuser, die mich dankbar sein lässt für alle redliche und normale Arbeit, die dennoch getan wird.

Auch in den Kirchenkreisen und Ortsgemeinden hat dieses Tempo des Prozesses überrascht und Zweifel ausgelöst. Zum einen erleben Pastorinnen und Pfarrer, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen die Leitung ihrer Kirche sehr - für manche zu sehr - mit dem Föderationsprozess beschäftigt. Zum anderen fürchten manche, dass das Heimatgefühl in „meiner Kirche“ und die persönlichen Kontakte verloren gehen. Dagegen gibt es auch die Stimmen, die eine Reduzierung der Leitungsebenen (und somit Leitungsgremien) als notwendiges Äquivalent der Einschnitte auf Gemeindeebene erwarten.

(5) Die Beschreibung der Lage wäre sehr unvollständig, wenn nicht auch die Einrichtungen unserer Kirchen genannt würden, die nicht unmittelbar zum Kirchenamt gehören wie die Kinder- und Jugendpfarrämter. Sie bzw. ihre Mitarbeiter stehen ebenfalls vor erheblichen Veränderungen, d.h. vor Zusammenlegungen, die keiner schätzen wird, der sich mit seiner Aufgabe vor Ort angefreundet und eingerichtet hat. In diesem Arbeitsfeld wie auch in der Evangelischen Erwachsenenbildung treffen mit unseren Reduzierungen zusätzliche Kürzungen der Landesmittel zusammen, die die einsetzbaren Summen weiter kräftig beschneiden. Nochmals: Diese Finanzen bedeuten regelmäßig „Stellenmittel“ und betreffen Menschen, die ihre Arbeit, ihr Einkommen und damit ein gutes Stück ihres Lebens verlieren, weil sie dort mehr als ihren „Job“ machen.

Manche der bereits vom Kollegium beschlossenen Strukturen sind durch die noch zu lösende Standortfrage berührt, so dass auch auf diesen Gebieten keine letzte Klarheit erreichbar und wieder größere Unsicherheit unter den Beteiligten eingekehrt ist.

(6) Die Liste der kritischen Punkte ließe sich sicher verlängern. Sie reicht aber, um deutlich zu machen, dass wir noch mühsame Wege vor uns haben. Ein erschwerender Umstand aber muss heute und hier noch ausdrücklich angeführt werden: Der Berufungsausschuss der bayerischen Landeskirche hat Herrn Vizepräsidenten Dr. Hans-Peter Hübner zum Mitglied der Kirchenleitung und Leiter des juristischen Gemeindedezernats im Landeskirchenamt in München berufen. Dr. Hübner hat in dieser Woche die Mitglieder der Föderationskirchenleitung davon unterrichtet, dass er dieser Berufung zum Januar 2007 folgen will. Wir bedauern diesen Weggang sehr. Denn Dr. Hübner ist ein wichtiger Mitstreiter, ja sozusagen ein Mitglied des Architektenteams der Föderation. Keiner von uns kommt ohne die Texte aus, die an seinem Schreibtisch entstanden sind und die die rechtliche Basis für unsere Arbeit bilden. Seine persönlichen Gründe waren für mich jedoch ausschlaggebend dafür, dass ich mich dieser Entscheidung nicht länger widersetzen konnte. Wir freuen uns, dass er als Berater vor allem für die Verfassungskommission weiter zur Verfügung stehen wird. Aber zunächst muss die Lücke gefüllt werden, damit das Kollegium weiter handlungsfähig und auskunftsfähig bleibt.

Sehe ich recht, sorgen sich die, die das in der einen oder anderen Weise betrifft, nicht wegen eines dieser Problemkreise allein. Vor allem die Mischung und die sachliche und zeitliche Ballung der Probleme verursachen eine spürbare Atemlosigkeit und lassen wenig Zeit zur Besinnung. Die Rufe zur Entschleunigung dieser Prozesse werden immer lauter und sind verständlich. Sie sind aber nicht so einfach zu befolgen. Denn je näher wir einen der dargestellten Sachverhalte betrachten, um so mehr wird deutlich,

wie er mit anderen Sachverhalten zusammenhängt und von ihnen nicht gelöst werden kann. Das wird besonders deutlich daran, dass die Eckpunkte für die Weiterentwicklung der Föderation gewiss nicht entschieden werden können ohne eine grundsätzliche Verständigung über die „Mittlere Ebene“. Beide Komplexe müssen sorgfältig erörtert werden, können als Entscheidung aber nicht zu lange heraus geschoben werden, weil die Hauptbetroffenen in den Ämtern in absehbarer Zeit klare Perspektiven brauchen.

Ich merke zugleich an, dass in vielen Gemeinden und manchen Kirchenkreisen die Mühe, die sich Synoden, Kirchenleitung und Amt jetzt machen (müssen), aus einer gewissen Distanz, ja gelegentlich mit Unverständnis betrachtet werden. Da dort die Probleme der immer mehr Dörfer umfassenden Pfarrstellen und der kleiner werdenden Gottesdienstgemeinden auf den Nägeln brennen, stellen sie die berechnete Frage, ob wir neben den Makrostrukturen auch über Hilfestellungen für diese „Baustellen“ nachdenken. Die Lösung kann sicher nicht in einem scheinbar naheliegenden Entweder-Oder gesucht werden, sondern findet ihren Maßstab an der künftigen Dienstleistung durch die übergemeindlichen Strukturen.

Die „Magerkost“, die eine Fastenzeit charakterisiert, scheint also in der gegenwärtigen Phase der Föderation den „Speiseplan“ zu bestimmen. Doch die eigentliche Frage ergibt sich dann, wenn - wie in Fastenzeiten angestrebt - die geistlichen Herausforderungen bestimmt und erkannt werden, die hinter diesen Problemen liegen und unseren Umgang mit ihnen leiten. Denn, wie wir die gemeinsamen Dinge in unserer Kirche gemeinsam ordnen, das ergibt sich nicht unmittelbar aus dem Vertrauen auf Gott. Aber es verweist darauf wie getrost oder verzweifelt, wie gebunden oder frei und zuversichtlich wir unsere Wege wählen.

## 2. „Steh auf und iß!“

Wie wir unsere Wege wählen, hängt buchstäblich und übertragen von unserer Verfassung ab. Natürlich gilt für die geschriebene Kirchenverfassung der Aphorismus des polnischen Dichters Stanislaw Jerzy Lec: „Die Verfassung eines Staates (einer Kirche) sollte so sein, dass sie die Verfassung des Bürgers (sprich: des Gemeindeglieds) nicht ruiniere.“ Ich bin überzeugt: Die innere Verfassung, in der wir gegenwärtig sind, wird sich auch auf unsere äußere Verfassung auswirken.

So mag es sinnvoll sein, in dieser Situation an ein biblisches Beispiel zu erinnern, in dem sich Hochstimmung und Niedergeschlagenheit, ängstliche Flucht und sichtbare Erfolge, unfreiwilliges Fasten und himmlische Speise in bunter Reihenfolge mischen. Ich meine die Geschichten vom Propheten Elia, die die Königsbücher so dicht und packend erzählen.

Nach langer gottloser Dürrezeit - so heißt es dort - hatte er dem Volk Israel endlich wieder gezeigt, wem sie sich eigentlich anvertrauen können und wer in Wirklichkeit die falschen Propheten waren, die das Volk ins dürre Unglück geführt hatten. Zum Zeichen dessen nimmt Gott das Opfer des Elia an und sendet den längst ersehnten Regen. Den falschen Propheten soll es aber so ergangen sein, wie es noch in den meisten Umwälzungen der Weltgeschichte zugegangen ist: Sie werden als einst Mächtige selbst zu Opfern der Gegenmacht. Eine *friedliche* Revolution ist im Allgemeinen ein Widerspruch in sich selbst oder - anders gesagt - ein Wunder, wenn sie Gott sei Dank stattfindet.

Doch dann - so lesen wir das Alte Testament - entläßt die Revolution ihr Kind. Der Mann der starken Arme, der die Felsbrocken zu einem großen Altar allein bewegen kann, der dem König auf seinem Weg durchs trockene Land mutig entgegentrat, der

sich nicht scheut vor 400 Baalspropheten, flüchtet vor massiven Drohungen aus dem Königshaus. Sein Weg führt ihn wiederum in die Trockenheit, in die Wüste. Auf dem Weg zum Gottesberg ergreift ihn die Angst, verlassen ihn die Kräfte und wünscht er sich den Tod mit den Worten: „Es ist genug, so nimm nun, HERR, meine Seele; ich bin nicht besser als meine Väter!“ Er schläft ein, „und das Einschlafen in der Wüste ist ein Selbstmordversuch“ (Sölle).

Dann, erst dann, vernimmt er die Botschaft des Engels: „Steh auf und iß!“ Er muss sie noch zum zweiten Mal vernehmen und sich zum zweiten Mal stärken, ehe er den langen Weg, vierzig Tage und vierzig Nächte durch die Wüste - erfolgreich - unternehmen kann. Wer denkt dabei nicht an die vierzig Jahre der Wüstenwanderung des Gottesvolkes bis in das Land, wo Milch und Honig fließen? Doch Elia in der Wüste bekommt - Wasser und Brot, also das Nötigste - nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Elia kommt zum Gottesberg Horeb und wird Gott begegnen. In einem gewaltigen Sturm? Nein. In einem Erdbeben? Nein. Im Feuer, das soeben noch geholfen hatte? Nein. „Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen. Als das Elia hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel ...“. Denn nun sprach Gott zu ihm - in der Stille.

An den Geschichten um Elia, über seine Kämpfe, Siege und Niederlagen, von seiner Verzweiflung und Stärkung in der Wüste, lassen sich alte und jüngere Erfahrungen des Gottesvolkes ablesen. Die Wege, die er bis zum Berg Horeb zurücklegt und wieder zurück wandert, werden ihm nicht erspart, ihre Strapazen auch nicht. Die Stimme Gottes drängt sich ihm auch nicht mit Gewalt auf, sondern erfordert genaues Hinhören und Unterscheiden. Sie verspricht ihm auch nicht die sofortige Überwindung seiner Feinde, sondern verweist ihn auf die Zukunft, in der ein Rest (mehr nicht!) übrig bleiben wird. Diese Zukunft wird er selbst aber nicht mehr gestalten, sondern sein Schüler Elischa.

Ich stelle schroff daneben ein Zitat eines theologischen Lehrers, dessen Aktualität mir neuerdings wieder deutlich geworden ist. Ich meine den Neutestamentler Rudolf Bultmann (1884-1976). Er hat im Nachdenken über die wahre Freiheit des Menschen gefragt: „Was aber ist der eigentliche Kern der Sünde? Was ist er, wenn sie die Verslossenheit gegen die Zukunft ist? Er ist *die Angst*. Er ist die Angst des Menschen, der sich nicht dem Dunkel preisgeben, der an sich selbst festhalten will.“ „Das NT sagt, daß die Menschen an die Welt verloren sind, und das heißt zugleich: an sich selbst ... Die Welt ist ja nichts anderes als die Sphäre, die die Menschen durch das, was sie schon immer getan haben, zu einer Macht über sich selbst geschaffen haben. Aus der Welt, d.h. aus der Vergangenheit zu leben, das heißt Sünde. Aus der Zukunft leben, das hieße: aus Gott leben.“<sup>1</sup>

Zwischen Elia und seiner Todesangst auf dem langen Weg durch die Wüste, auf der Suche nach den Oasen zwischendurch und dem von Bultmann beschriebenen in sich selbst verkrümmten, durch seine Angst bestimmten Menschen bestehen einige Gemeinsamkeiten. Mir ist hier und heute vor allem wichtig: In der Erzählung wie in der abstrakten Sprache des Wissenschaftlers wird deutlich, dass die Freiheit eines Glaubenden, die Freiheit eines Christenmenschen durch die Bindung an das Alte, die Rückbindung an die früheren eigenen Erfolge, an das, was sich ein Mensch aufgebaut hat, versperrt wird. Freiheit für Gottes Zukunft und die Offenheit für seine Hilfe auf abenteuerlichen und gefährlichen Wegen ergibt sich dann, wenn wir uns bei aller gebotenen Mühe und redlichen Vorausschau seiner Führung anvertrauen.

---

<sup>1</sup> Rudolf Bultmann: Das Verständnis von Welt und Mensch im Neuen Testament und im Griechentum. In: Ders.: Glaube und Verstehen II, Tübingen 1952, 59-78, 71.

### 3. „Du hast noch einen langen Weg vor dir!“

Nun könnte das Mißverständnis aufkommen, ich wollte die verschiedenen Wege, die sich vor uns auftun bzw. die wir auf bisher ungebahntem Weg in eine unvorhersehbare Zukunft entwerfen und bauen wollen, theologisch bewerten und dem von mir bevorzugten Modell die höheren theologischen Weihen verleihen. Das sei ferne! Die Fragen, die sich aus der biblischen Überlieferung ergeben, stellen sich für jeden und jede unter uns, was wir auch immer für Methoden und Modelle künftiger Kirchenordnung bevorzugen.

Wer, wie ich, die Zusammenfügung zweier Landeskirchen zu einer neuen vereinigten Kirche befürwortet, muss sich selbst auch die Rückfrage gefallen lassen, ob er nicht im Grund ein zutiefst konservatives Vorgehen wählt. Das bestünde darin, bewährte bisherige Strukturen mit anderen Mitteln fortzuführen. An einer solchen Rückfrage ist einiges richtig. Doch wir wollen wesentliche Leistungen einer Landeskirche weiterführen.

Wir wollen, dass Christen, Gemeinden und Kirchen ihren angemessenen Platz in der ostdeutschen Öffentlichkeit vor allem für die Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat erringen und behalten. Das ist nach den langen Zeiten der Unterprivilegierung und Diskriminierung in dieser Gesellschaft keineswegs selbstverständlich.

Wir wollen, dass die Gemeinschaft der evangelischen Christen, aber auch die größere Gemeinschaft aller Christen in unseren Ländern für den Einzelnen und für ganze Gruppen erfahrbar bleibt, sichtbar und konkret wird. Stärkere sollen Verantwortung für Schwächere übernehmen (so wie wir alle die Solidarität der westdeutschen Kirchen nach wie vor benötigen).

Wir wollen, dass sich in den Gemeinden das Bewusstsein „Wir sind Kirche!“ verstärkt und dass die Verantwortung dafür (in verschiedensten Formen) ausgebildet werden kann.

Wir wollen, dass Gemeindeglieder Angebote der Bildungshäuser oder der Akademien und kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter solche des Pädagogisch-Theologischen Instituts nutzen können.

Wir wollen, dass Eltern christliche Kindergärten und Schulen für ihre Kinder finden, die im System der kommunalen und freien Träger exemplarisch zeigen, wie die Bildungsverantwortung zwar nicht mehr allein durch Kirchen, aber auch nicht ohne und schon gar nicht gegen sie wahrgenommen werden kann.

Wir wollen, dass die gemeinde- und gemeinwesenorientierte Diakonie christliches Handeln aus Glauben fördert, ermöglicht und in unserer entkirchlichten Landschaft bekannt macht.

Dies alles und noch viel mehr spricht dafür, die landeskirchliche Struktur als Instrument zu nutzen und leistungsfähig zu erhalten. Diese Struktur wird aber auf Dauer keine der beiden Teilkirchen für sich allein aufrecht erhalten können.

In diesem Prozess gilt allerdings auch, dass nicht alles Neue an und für sich richtig und nicht alles Alte an und für sich überholt ist, sondern für beides, Altes und Neues, gilt die paulinische Regel: „Prüfet alles, und das Gute behaltet!“ (1Thess 5,21). Das meint für uns, wir haben noch „alles“, oder jedenfalls eine Menge zu prüfen; manchmal mehr als uns lieb und einer ruhigen Überlegung zuträglich ist.

Die Fragen, die sich aus der biblischen Überlieferung an unsere Haltung stellen, in der wir unsere Aufgaben lösen, diese Fragen finden ihre Entsprechung in den Beurteilungen durch unsere Umgebung. Unzweifelhaft beobachten die Städte und Länder, andere Landeskirchen und Vertreter anderer Institutionen zuweilen recht genau, wie wir mit den Problemen umgehen und vorgehen, die wir ja keineswegs allein haben. Die demografische Herausforderung und ihre Folgen für die sozialen Sicherungssysteme haben zwar manche früher vorhergesagt, als andere sie überhaupt nur wahrhaben wollten, aber fertige Rezepte sehe ich bisher nirgendwo. Dass es in den beiden Bundesländern Orte geben wird, die kaum oder gar nicht mehr bewohnt sein werden und also wüst fallen, ist so richtig wie der Satz, dass alle Menschen sterblich sind. Doch einem konkreten Ort das Ende vorherzusagen, gleicht der Wahrsagerei, die ein Todesdatum bestimmen will. Ein angemessener Umgang der politisch Verantwortlichen in und mit den Kirchengemeinden und Kommunen, der die notwendige Konzentration mit einer menschlichen gebotenen Behutsamkeit verbindet, kann vermutlich gar nicht von oben verordnet, sondern muss von den Beteiligten gemeinsam entwickelt werden.

Wie aufgeregt oder getrost, nüchtern oder verblendet wir an diese Aufgaben gehen, stellt uns als Kirche längst ein Zeugnis aus, bevor wir Zeugnis ablegen wollen.

Anders gesagt: Wir haben als Kirche teil an dem gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Wandel. Wie wir mit diesem Wandel umgehen, ihn verleugnen, seine Bedeutung überhöhen oder nüchtern angehen, predigt vor aller Predigt, die wir auf die Kanzel bringen. Wie wir mit allen Unsicherheiten und teilweise kräftigen Meinungsunterschieden umgehen, wirkt sich auf unsere Glaubwürdigkeit aus. Dabei dürfte den Maßstab für die Beurteilung durch Gemeindeglieder und Außenstehende das bilden, was sie selbst in kommerziellen Unternehmungen, im staatlichen Bereich oder bei den Wohlfahrtsverbänden und größeren Vereinen selbst erleben oder beobachten. Ich verweise hier nur ganz abgekürzt auf die umstürzenden wirtschaftlichen Entwicklungen seit 1990. Sie haben alle erlebt, wie faktisch niemand „seine Stelle“ behalten konnte, wie viele Menschen durch mehrfache Um- und Abbrüche die scheinbar gesicherte berufliche Existenz verloren und nur zum Teil wiedergefunden haben, wie die Beschleunigung wirtschaftlicher Prozesse im Zuge der steigenden Verflechtung der Weltwirtschaft auch kaum mehr langfristige Sicherheiten in Produktion und Handel zulässt.

In dieser Situation kommt es für uns darauf an, auch unsere relativen Stärken zur Geltung zu bringen.

Auch auf die Gefahr hin, dass für jedes positive Moment, das ich nun anführe, sofort die Gegenbeispiele bei der Hand sind, möchte ich Aspekte nennen, die auf unserem Weg durch schwieriges Gelände zwar keine Oasen, aber Geländer sind, die den Weg leichter bewältigen lassen:

Einer unserer Vorzüge gegenüber Wirtschaftsunternehmen, aber auch gegenüber staatlichen Einrichtungen, deren Entscheidungsfindung ich über Jahre verfolgen konnte, stellt die vergleichsweise dichte Kommunikation dar, die wir in der Kirche pflegen können und müssen. Sie kennzeichnet auch und gerade den Föderationsprozess. In welcher Intensität die Willensbildung und Reflexion zwischen den beiden Kirchen und auf den verschiedensten Ebenen abläuft, stellt in Anspruch und weithin auch in der Durchführung ein Maximum gegenüber dem dar, was ich aus anderen Zusammenhängen kenne. Das gilt auch, wenn die Klage mancher, nicht rechtzeitig und ausreichend informiert worden zu sein, immer wieder zu hören ist. Immerhin verschafft sich gelegentlich auch die entgegengesetzte, berechtigte Klage von Kirchenältesten und Pfarrerinnen und Pfarrern Gehör, mit einer Papier- und Informationsflut



überschüttet zu werden, die nicht mehr zu überschauen ist. Die Kirchenleitung hat auf ihrer letzten Klausur über eine angemessene Informationsverdichtung und -aufbereitung bei ihrer Arbeit beraten und dazu plausible Verabredungen getroffen. Womöglich müssen wir solche Mechanismen auch auf weitere Mitteilungen übertragen.

Damit hängt weiterhin zusammen, dass die Debatte über die möglichen Lösungen unserer Probleme sehr breit und von vielen geführt werden kann und geführt wird. Die Beteiligung von Betroffenen neben den eigentlichen Entscheidungsträgern, d.h. grundlegend den Synoden, ist in einem sehr hohen Maße ausgeprägt. Dass sie nicht immer so weit geht, wie es sich manche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wünschen, hängt damit zusammen, dass die Synoden entscheiden müssen, wo die Rücksicht auf die Betroffenen begrenzt wird durch die verfügbaren Mittel und die Bedürfnisse der Gemeinden.

Einen weiteren Vorzug sehe ich darin, dass wir mit einigem Bemühen redlicher mit den Schmerzen umgehen können, die ein Abschied von Altvertrautem nun einmal bereiten muss. Ich bin dankbar dafür, dass z.B. in einem Kirchenkreis spontan ein Formular für einen Gottesdienst entwickelt wurde, der auf die Beendigung der selbständigen Existenz einer Kirchengemeinde eingeht. Dass hier Trauer und Dank, Erinnerung und Hoffnung Worte und Gesten findet, gehört zu einem geschwisterlichen und redlichen Stil, den ich uns zutraue, der sich aber durchaus noch weiter entwickeln lässt.

Der Weg, der vor uns liegt und auf den wir uns, so bin ich überzeugt, nicht aus Übermut begeben haben, ist noch lang und wird Kraft brauchen. Sie wird uns nicht ein für alle mal gegeben, sondern wie das Brot Tag für Tag.

Die Herrnhuter Losung des heutigen Tages fasst Zumutung und Zuspruch in kürzester Form zusammen: „Der Herr sprach zu Abram: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land das ich dir zeigen will“ (1. Mose 12,1).